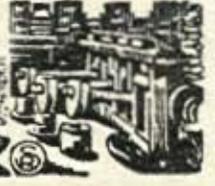


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 15. — Sonntag, den 7. April 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Aus der Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht

Zur Wiedereinführung der Wehrpflicht in Deutschland.

Unter den zahlreichen Ruhmestagen deutscher Geschichte wird der 16. März 1935 für immer einen besonderen Platz einnehmen: es ist der Tag, an dem das deutsche Volk nach dem

offenkundigen Vertragsbruch der Gegenseite durch die historische Proklamation seines Führers Adolf Hitler sich selbst das ihm 16 Jahre lang vorerhaltene Recht der Selbstverteidigung wieder nahm, der Tag, seitdem im Deutschen Reich wieder die allgemeine Wehrpflicht besteht, die seit jeher in der preußisch-deutschen Geschichte weniger ein Instrument des Krieges als vielmehr eine durch nichts zu erlösende Geistes- und Charakterschule des Volkes war. Dieses Ereignis, in der Welt allgemein als das bedeutendste seit Kriegsende bezeichnet, läßt es angebracht erscheinen, einen Rückblick auf die Entwicklung dieser Einrichtung zu werfen, die zur besten deutschen Tradition gehört. Die allgemeine Wehrpflicht in moderner Auffassung ist recht jungen Alters, etwa 150 Jahre alt, aber uralte, wenn man den Dienst mit der Waffe in der Hand nicht nur als die Pflicht, sondern als das selbstverständliche Recht eines jeden freien Mannes ansieht. Das gilt nicht nur von dem antiken Griechenland, sondern auch von dem alten Rom, und im alten Germanien griff jeder Freie zum Schwert, wenn das allgemeine Aufgebot erging. Im Mittelalter jedoch schwand der Gedanke der allgemeinen Wehrhaftigkeit immer mehr. Einen Hauptgrund hierfür bildeten die außerordentlich schweren Kriegslasten, die besonders unter Karl dem Großen den

Freien auferlegt waren. So kam es, daß viele von ihnen sich in den Schutz mächtiger Herren begaben, die durch ihr eigenes

Gefolge den Waffendienst für jene übernahmen. Der Kriegsdienst beschränkte sich so mehr und mehr auf einen Teil des Volkes, und von dieser Lehnsmiliz bis zum stehenden Söldnerheer war es nur ein Schritt. Als berühmteste Söldner sind die Landsknechte in die Geschichte eingegangen, ein bunt zusammengewürfeltes Volk, das man in aller Herren Länder anzuwerben pflegte. Auch die Neuzeit bis zur französischen Revolution kannte, von wenigen Ausnahmen, wie etwa der Schweiz, abgesehen, nur das stehende und bezahlte Heer. Den Werbepflichten der damaligen Zeit war jedes Mittel recht. Die Söldner liefen nicht nur zu demjenigen Feldherrn über, der sie besser bezahlte, auch einzelne

Regimenter führten einen heftigen Kampf untereinander um die Rekruten. In Preußen machte allen im Gefolge des Söldnerwesens entstandenen Unzuträglichkeiten erstmalig Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, ein Ende. Damit der Streit um die „Enroquierten“ ein für allemal aufhöre, wurde jedem Regiment ein bestimmter Bezirk, ein „Kanton“, zugeteilt, in dessen Grenzen es seine Werbungen vornehmen durfte. Wo die Werbung nicht die nötige Zahl Mannschaften ergab, mußten die Ortschaften dafür aufkommen. So war der Schwerpunkt für die Ergänzung des stehenden Heeres ins eigene Land verlegt, wenn auch nach wie vor Ausländer angeworben werden konnten. Die „Kantonspflicht“ sah nämlich durch eine Un-



Nach der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in Preußen: Ausbildung der Rekruten auf einem preußischen Kasernenhofe zur damaligen Zeit.



Allgemeine Dienstpflicht in der alten guten Zeit: Ausgehobene Rekruten feiern das Ereignis und schmücken ihre Hüte mit Blumen und Bändern.

zahl von Ausnahmegestimmungen vor allem den besitz- und bildungslosen Teil des Volkes für den Heeresdienst vor, und da der König seinem Lande äußerste Schonung zuteil werden lassen wollte, indem er grundsätzlich alles vom Kriegsdienst befreite, was dem geistigen und wirtschaftlichen Leben förderlich war, mußte der Ersatz eben vielfach im Auslande beschafft werden. Friedrich der Große nahm an den Wehrbestimmungen seines Vaters mancherlei Aenderungen vor, aber auch er wollte seinem Lande die Lasten des Kriegsdienstes so wenig wie möglich fühlen lassen, und so kam es, daß die Werbung im Auslande die Reihen seines Heeres manchmal bis zu zwei Dritteln auffüllte. Außerdem konnte die Einstellung von Ueberläufern und Gefangenen — etwas uns heute unmöglich Erscheinendes — ohne weiteres erfolgen. Trotzdem war diese Armee nicht zuletzt durch das Genie ihres Kriegsherrn von einem ausgezeichneten Geist befeelt, denn in den angeworbenen „Ausländern“



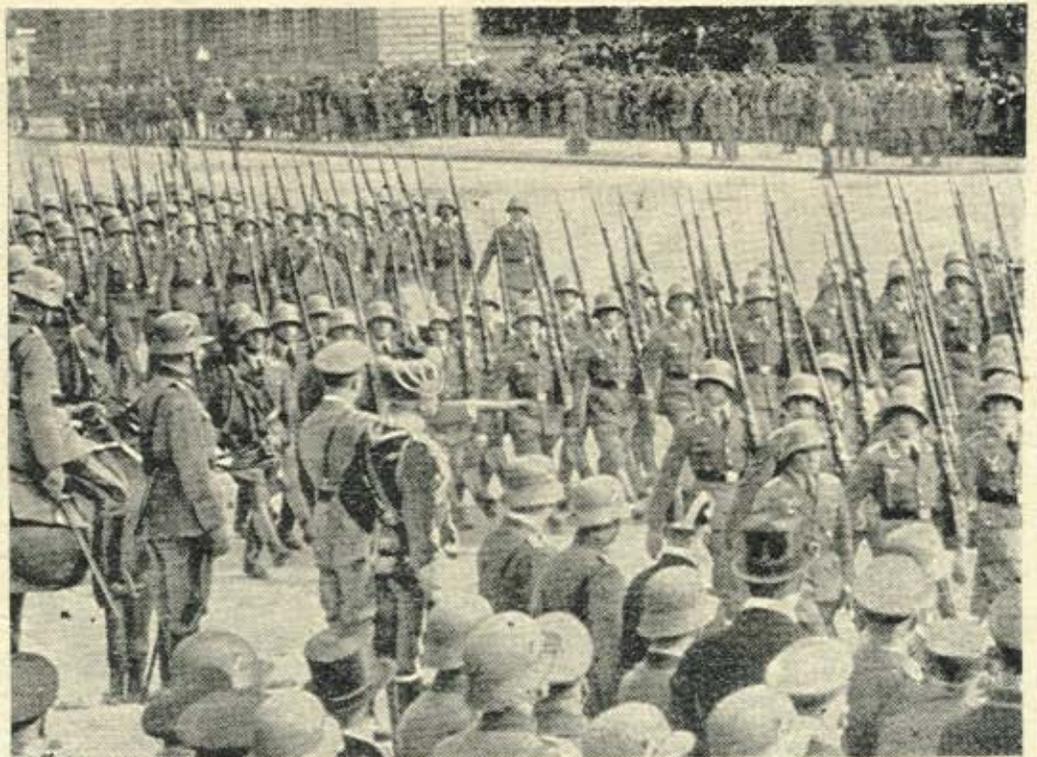
Rekruten lernen „gehen“.



Die „Kontrollversammlung“ von einst: Der Feldwebel mit der „Stammrolle“ unter dem Arm läßt die Reservisten, die sich in größeren Zeiträumen zur Kontrollversammlung stellen mußten, antreten.

lebte noch der alte Landsknechtsgeist mit seinem Mut, seiner Tapferkeit und seiner kriegerischen Begeisterung. Was dieses Heer, dessen Stamm doch die Landeskinder und deutsche Stammesgenossen stellten, geleistet hat, wird immer ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte bleiben. Aber auch dieses System der stehenden Heere überlebte sich, nachdem seine große Zeit vorüber war. Neue Verfügungen kamen, die wieder eine Menge von „Exemptionen“, von Ausnahmen, enthielten. So war der ganze Adel, jeder Besitzer, Beamte oder Akademiker, alles was selbständig war in Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, jeder Geistliche und Lehrer vom Kriegsdienst befreit. Den Krieg führten die Soldaten. Der Adel, der Bürger und der Bauer fühlten ihn erst, wenn die Steuern drückten. Die damalige Zeit war eben für die heutige hohe Wehrauffassung, daß die Verteidigung des Vaterlandes nicht nur eine Pflicht, sondern auch ein Recht und eine Ehre eines jeden Staatsbürgers ist,

noch nicht reif. So brach das 19. Jahrhundert an. Der Rückgang in der Auslandswerbung im Verein mit den vielen Ausnahmegestimmungen, die die Besten der Nation vom Kriegsdienst befreiten, brachte es mit sich, daß nicht nur die zahlenmäßige, sondern auch die moralische Stärke der Truppe andauernd zurückging, eine Tatsache, auf die nicht zuletzt die Niederlage von Jena und Auerstädt zurückzuführen ist. Inzwischen war in Frankreich mit der Revolution 1789 die Idee des Volksheeres wieder auferstanden. Noch vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1806 trat auch in Preußen Scharnhorst mit Neuerungskvorschlägen hervor, die die bestehenden Uebelstände beseitigen sollten. Vor allem lag Scharnhorst an der Bildung einer Miliz, wie sie sich noch in manchen Ländern neben dem stehenden Heer erhalten hatte. Kein Volk erschien ihm für diesen Gedanken geeigneter als das preussische, dessen patriotische, von nationalem Behauptungswillen befeelte Männer einem solchen Rufe sofort Folge leisten würden. Nach Scharnhorst sollte



Der erste Tag der wiedergewonnenen Wehrfreiheit: Der Führer Adolf Hitler bei der Abnahme der Parade der Reichswehr am Heldengedenktag im Lustgarten zu Berlin.

jeder Staatsbürger dieser Nationalmiliz angehören. Aber es war bereits zu spät. Die furchtbaren Schläge von Jena und Auerstädt vernichteten alles, was für eine erfolgreiche Landesverteidigung vorgesehen war. Preußens Macht war zerbrochen. Es mußte und konnte nur wieder von neuem beginnen.

Napoleons Diktat, das die Stärke des preussischen Heeres auf 42 000 Mann festsetzte, sollte auf eine von dem Korps sicher nicht vorausgesehene Art den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht fördern. Um trotzdem ein ausreichendes Heer zu schaffen, wurde bekanntlich die Dienstzeit beschränkt und die zur Entlassung Kommenden durch immer neue Rekruten ersetzt. Dieses sogenannte Krümpersystem schuf Preußen in verhältnismäßig kurzer Zeit große Reserven. Die „Kantonsverfassung“ blieb jedoch nach wie vor bestehen, lediglich auf ausländische Werbung hatte man endgültig verzichtet.

Aber unermüdlich kämpft Scharnhorst für den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht trotz des dauernden Druckes des napoleonischen Diktats. Endlich, am 17. März 1813, fällt das erlösende Wort, des Königs Aufruf „An mein Volk“. Scharnhorsts Gedanken sind nunmehr Wirklichkeit geworden. Das ganze Volk muß zu den Waffen. Sämtliche Ausnahmen sind zunächst einmal für die Dauer des Krieges aufgehoben und der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht damit vorläufig für die

jüngeren Altersklassen ausgesprochen. Gleichzeitig erfolgte auch die Gründung der Nationalmiliz oder der Landwehr, wie man sie zu deutsch nannte. Nachdem Preußens Stunde geschlagen hat, erscheint das Gesetz über die allgemeine Dienstpflicht vom 3. September 1814, das Scharnhorst, Gneisenau, Grolman und Kriegsminister Boyen in rastloser Arbeit vorbereitet hatten.

Unter allen ähnlichen vorausgegangenen Wehrverfassungen hatte die preussische das Prinzip der allgemeinen Dienstpflicht am reinsten ausgebildet, denn noch bis in die jüngste Zeit hinein haben manche Staaten den Loskauf oder die Stellvertretung zugelassen. Das preussische Wehrgesetz vom 3. September 1814 aber wurde nicht nur zu einer Quelle ungeahnter Kraft, sondern auch zu einem Mittel der Erziehung im besten soldatischen und staatsbürgerlichen Sinne. Ein Jahrhundert lang hat sich dieses Gesetz, von vielen andern Staaten nachgeahmt, bewährt. Dann wurde es durch ein einseitiges Diktat außer Kraft gesetzt, bis jetzt der Führer in der Erkenntnis, daß ein wehrloser Staat zu einem Angriff reizt, dem deutschen Volke die allgemeine Wehrpflicht wiedergegeben hat, nicht als ein Instrument des Krieges, sondern als ein Instrument zur Aufrechterhaltung des Friedens.

(Die Bilder dieses Artikels stammen vom Presse-Klischee-Dienst Dr. Sells-Cyster A.-G., Berlin S.W. 29.)

DIE ROSENZÄNZER

Roman von Sophie Klotz.

(3. Fortsetzung.)

Ob er will oder nicht, er muß aufstehen und sich ankleiden und an den Schrank gehen und den Stock in die Finger nehmen — der geht ihm wie von selber in die Hand — und da wandert er auch schon aus der Tür und aus dem Hause und sieht die stille Welt im Mondschein liegen und hört die Nachtigallen schlagen, und die Füße gehen ihm so leicht, und die Brust ist ihm so frei, und er denkt: Daß die Welt so schön ist, das hab' ich ja gar nicht gewußt. — Wandert und wandert, Meilen um Meilen, sieht große Städte und heimliche Gärten und springende Wasser und verschlossene Brunnen, und wie die Sonne steigt, ist er wieder am eigenen Hause, ohne den Weg gesucht zu haben.

„Todmüde sinkt er in die Kissen, kommt zu spät zur Arbeit, wird gescholten und hat doch ein herrliches Wissen in sich um tausend erschaute Schönheiten.

„Nach drei Nächten wieder das Pochen im Schrank — wieder das Wandern durch die weite Welt, wieder das unbewußte Heimfinden. Und so immer wieder. Was er sich durch Jahre erhofft hat, das ist ihm mit einem Male mit dem wunderlichen Stock sozusagen in die Hand gefallen.

„Aber wie ein Monat nach dem andern hingehet, werden seine Füße schwerer und schwerer, sein Rücken beugt sich, immer dumpfer wird der Schlaf nach solcher Wanderung, immer geringer wird die Freude.

„Und nach einem Jahr wird der Stock zur unerträglichen Qual.

„Da kann er nur noch schleichen, wenn er hinaus muß, und doch hilft ihm nichts, er muß folgen, sobald das Pochen laut wird in der Ecke, muß gehen, stundenlang, mit wunden Füßen, mit brechenden Knien, todmüde und immer fortgezogen von dem Stab in der Hand. Wenn er sich weigern will, werden die ringelnden Schlangen lebendig, recken sich auf, funkeln ihn an mit glühenden Augen — dann rennt er, bis er taumelnd niederbricht.

„Da wirft er einmal, er kommt gerade an ein fließendes Wasser, den Stock in die Wellen, und die fassen ihn, und die Schlangen bäumern sich und bewegen sich wie schwimmend in der Flut, und die reißt sie mit sich.

„Gott sei Lob und Dank!

Copyright durch Dammert-Pressedienste G. m. b. H., Berlin W. 35.

„Wie lang der Heimweg war, das fragte er nicht. Er ging und ging, und seine schmerzenden Füße und sein müder Rücken und sein schwerer Kopf waren eine gute Last, denn er dachte bei sich: Zum letzten Male! Zum letzten Male! — Kommt daheim in die Tür — — und sieht durch die Scheiben des Schaps den Stock in der Ecke lehnen.

„Da hat er ihn hinausgetragen am andern Tage auf den Hof und hat das Beil genommen und mit seiner blitzenden Schärfe den Stab in Stücke geschlagen und die Stücke in das Herdfeuer geworfen. Das lohete auf und zischte bis in den Schornstein hinauf.

„Und wie er in die Kammer kommt, lehnt der Stock in seiner Ecke im Schap. — Er kam nicht von ihm los.

„Der Vater und die Mutter sind für ihn wallfahrten gegangen, denn damals haben sie hier bei uns noch die Heiligen verehrt, und er hat gebeichtet in der Kirche und hat gebüßt nach aller Vorschrift des Geistlichen — der Stock pochte zur Stunde im Schap, und er mußte wandern, wandern, wandern — bis sein Haar grau war, und seine Gestalt gekrümmt wie die eines alten Mannes, und seine Füße eisenhart, und sein Herz fühllos von der Not.

„Er sah die Schönheit der Welt lange nicht mehr, er spürte nur den Fluch. Und da — als er an gar keine Erlösung mehr dachte — da ging ihm einmal in der Dämmerung an der Kirchhofsmauer einer vorüber, den hatte er gesehen vor Jahren, und der hob nur leise die Hand — da glitt der Stock ihm aus den Fingern und wand sich in die greifenden Rechte des Fremden, und er ging von ihm.

„Aber sie sagen, danach hätte er nicht lange gelebt.“

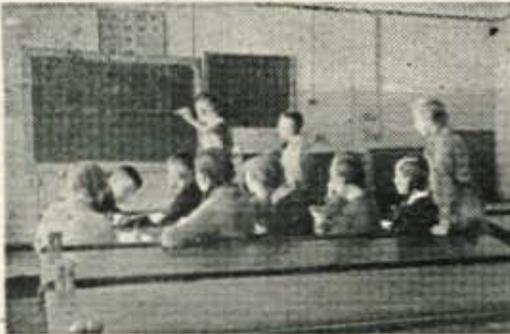
Sie schwiegen alle ein paar Herzschläge lang, bis Raspersen, der nicht lange schweigen konnte, herausplatzte: „Na, Pastor, wenn der Uwe den Stock, wie du sagst, im Blut hat — der ist nach vergnügt dabei. Dem ist das Wandern noch lange nicht über. Alle Tage was andres, das ist ihm das liebste.“ Er sah sich nach Anne Karstens um und fragte: „Willst immer noch auf den verflügten Bengel warten, Anne, oder willst du nun endlich mal freien? Ich lauf' dir nicht mehr davon als nötig für 'nen richtigen Seemann.“ (Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



Sängerveteran Theodor Mittag, Buchholz †

Es hatte den Anschein, als ob die Zeit an unserem Theodor Mittag spurlos vorüberginge. Woche für Woche nahm er seinen gewohnten Platz ein in der Sängerrunde des ersten Basses im Buchholzer Männerchor. Er setzte nach Ablauf der Übungsstunde seine Zigarre in Brand und erzählte aus seinem reichen, langen Leben. Wie nahmen wir herzlichen Anteil an seinem 80. Geburtstage am 28. Februar 1934; wie freuten wir uns von ganzem Herzen mit, als ihm für 60jährige Sängertätigkeit die silberne Medaille am blau-weißen Bande verliehen wurde. Er war unser Treuester! Seit Jahren hat er keine Singstunde versäumt. Auf den deutschen Sängertagen in Wien, Breslau und Frankfurt am Main fehlte er nicht. Er war ein deutscher Sänger von echtem Schrot und Korn. Ihm war das Singen zu jeder Zeit innerer Kraftquell, auch dann, wenn schwere Tage und herbes Leid ihn trafen, als seine erste Gattin frühzeitig heimging und als er seinen Sohn opfern mußte für Deutschlands Daseinstampf. Un erwartet, nach nur kurzem Krankenlager, am 21. März, holte ihn Gottvater heim in das Reich ewiger Harmonien. Nicht nur der Männerchor, dessen Ehrenmitglied er war, ist in tiefe Trauer versetzt, der ganze Sängerkreis Obererzgebirge bedauert aus vollem Herzen das Ableben dieses geschätzten Sängerveterans. Als letzten Sangesgruß sang ihm der Buchholzer Männerchor Anton Günthers „Feierohnd“-Lied, und Vereinsführer Kurt Ritte rief ihm ein herzliches „Habe dank“ für all seine Sängertreue in die Ewigkeit nach.



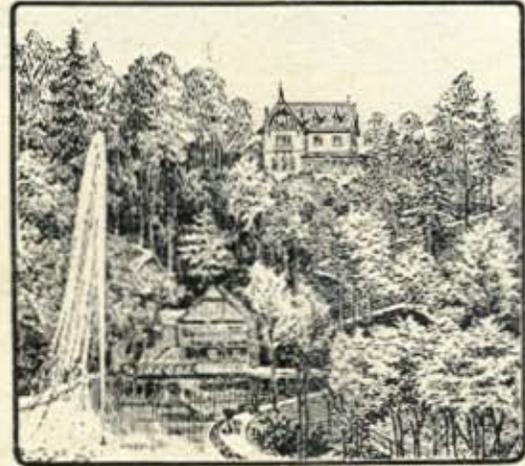
Freiwillige Arbeit an der Jugend

Nebenstehende zwei Aufnahmen (links) zeigen Stenographieunterricht und Unterweisung im Schachspiel an der Volksschule zu Scheibenberg.



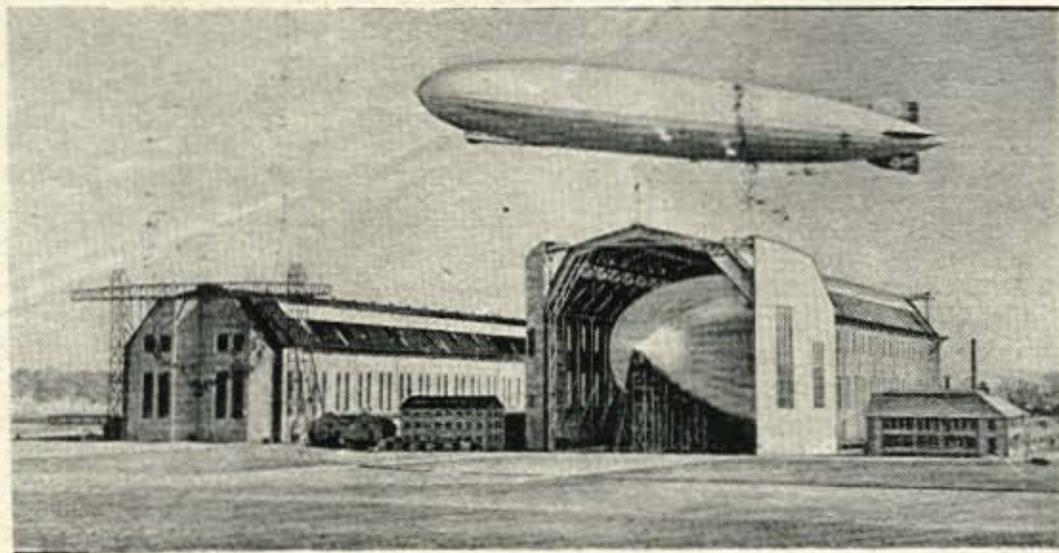
Das Pfahlhaus am Waldschlößchen-Teich in Buchholz wird abgebrochen

Eine wertvolle Bereicherung der Waldschlößchen-Parkanlagen stellte das Holzhäuschen am Teichufer dar, ein wendisches Fährhaus, das einst 1894 auf einer großen Leipziger Schau eine Obstweinschänke barg. Buchholzer Ausstellungsbesucher erlebten dort Stunden schönster Harmonie u. Kommerziant Brauer kaufte das Häuschen und ließ es im Waldschlößchenpark neu aufstellen, wo es unten am Teich einen würdigen Platz fand. Herrlich war die ganze Teichanlage mit dem Fährhaus, den Park mit dem Waldschlößchen-Hotel von der Brücke aus anzusehen. In den ersten Jahren war auch hier eine Schänke eingerichtet. Der Zahn der Zeit nagte so am hölzernen Häuschen, das wiederholt ausgebessert wurde, daß es wegen völliger Baufälligkeit abgebrochen werden muß. Zu gegebener Zeit soll an gleicher Stelle ein neues Teichhäuschen gebaut werden. (Zum Bilde in der Mitte rechts.)



„Graf Zeppelin“ und sein größerer Bruder

Die nebenstehende interessante Aufnahme kam bei der letzten Werkstättenfahrt des „Grafen Zeppelin“ in Friedrichshafen zustande: Das Luftschiff über der Halle, in der der neue Zeppelin LZ. 129 seiner Vollendung entgegengeht.



Bilder aus aller Welt

Rudolf Heß
sprach zum deutschen Arbeiter
Nebenstehendes Bild zeigt uns
den Stellvertreter des Führers,
Rudolf Heß, bei seiner bedeut-
samen Rede im Reichsbahnaus-
besserungswerk München-Frei-
mann zu den bevorstehenden
Vertrauensratswahlen, für die
alle Betriebe Gemeinschafts-
empfang veranstalteten. Rechts
vom Redner: Reichsorgani-
sationsleiter Dr. Ley.

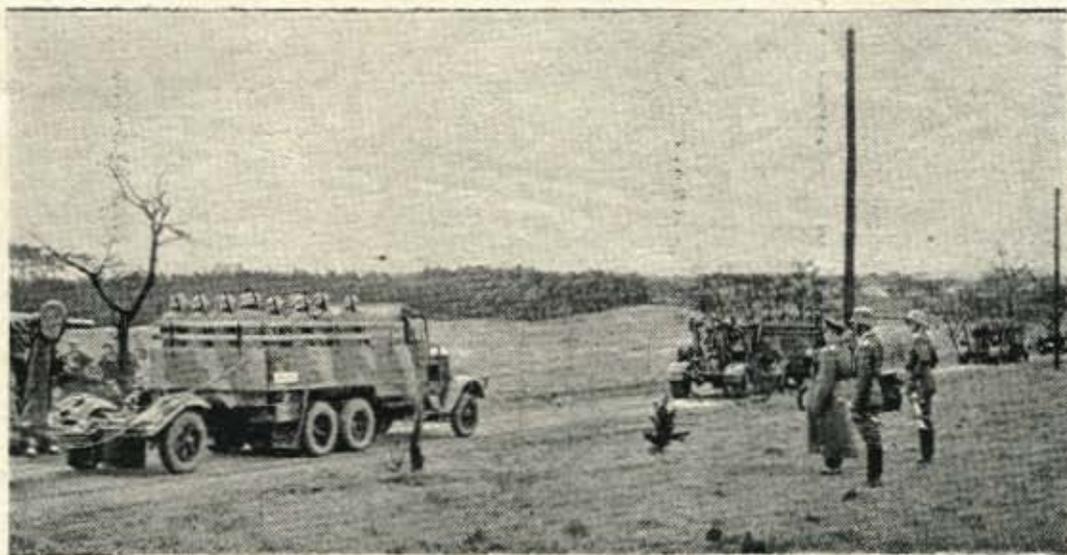


Ein geschichtlicher Tag in der deutschen Justiz

Mit einem Festakt in der Staats-
oper Unter den Linden fand die
Uebnahme der Justizhoheit der
Länder durch das Reich ihren
Abschluß. Unser nebenstehendes
Bild zeigt den Zug der Träger
der roten und schwarzen Roben
unter Führung des Reichs-
gerichtspräsidenten, des Ober-
reichsanwalts u. a., von der Uni-
versität zur Staatsoper.

Die Flakartillerie vor ihrem neuen Befehlshaber

Aus Anlaß der Vereinigung der
Flakartillerie mit den Luftstreit-
kräften zur Reichsluftwaffe, deren
Oberbefehl der Reichsluftfahrtmini-
ster und General der Flieger,
Göring, übernommen hat, fand in
Döberitz eine Parade statt. Unser
nebenstehendes Bild zeigt die Vor-
beifahrt der Flakabteilungen vor
ihrem neuen Befehlshaber, General
Göring.



(Fortsetzung von Seite 3.)

„Schnack,“ sagte die Frau kurz.

Mutter Siabs sah den Prediger an. „Das sind alles solche Geschichten, Pastor, die kein Mensch, der auf seinen Christenglauben hält, glauben kann. Und daß Ihr immer so was erzählt, das hat mich schon lange gewundert.“

Borsum lachte leise vor sich hin. „Ja, ja, Mutter Siabs, darüber wundert sich mancher. Wenn nicht ein heimlicher Kern in den alten Geschichten steckt! Wenn sie nicht Gleichnisse wären, aus denen wir uns Lehren nehmen sollten! Wir haben alle Wünsche in uns, heiße und ungebärdige —“

„Ich nicht, Pastor.“

„Ihr wohl nicht, und ich auch nicht, Mutter Siabs, denn wir sind alte Leute. Aber wir dürfen unsere Jugend nicht vergessen.“

„Ich hab' mich alleweile anständig und in Ehren und zu Gottes Wort und Tisch gehalten.“

„Komm,“ flüsterte Moiken, zog die Schwester an der Schürze aus der Tür und lief in die Küche, „nun wird es langweilig. Nun reden sie da von Sünde und Tugend, und Großmutter berühmt sich, und der Pastor predigt, und —“

Eine Stimme jagte unter der Tür: „Und Moiken Siabs will gar keine Predigt hören, die gegen ihre heißen, ungebärdigen Wünsche geht.“

Moiken erkannte Doktor Hollands Organ, hob aber doch den Wasserkessel vom Dreifuß und ließ den Schein des glühenden Torffeuers die Küche erhellen. „Wenn Ihr ich wäret, Doktor, da möchtet Ihr das auch nicht. Aber was wißt Ihr alten Leute von unsereinem.“

„hoiho, stop! Ich bin im letzten Monat sechsunddreißig Jahr geworden.“

„Gräsig. Zwanzig Jahr älter als ich. Wenn ich mal so alt bin —“ Sie fuhr ihn hitzig an: „Dabei ist nichts zu lachen.“

„Solch ein kleines Mädchen, solch ein dummes Mädchen.“

„Ich bin kein Mädchen, ich bin ein Jung“. Und in hellem Zorn: „Was soll das, daß ich in Deernskleidern rumlauf und Zöpfe tragen muß und Essen kochen und spinnen und weben und flicken! Das ist Unfug! Das ist großer Unfug. Ich weiß nicht, was der liebe Gott sich dachte, als er mich auf die Welt schickte.“

„De rugsten Fahlen warn de glattsten Pier, Moiken.“

Sie antwortete nicht mehr, setzte sich in die Herdedeckel und bockte.

Elisbe strich ihr leise über den Arm. „Eist doch meine Beste, bist doch meine Allerliebste.“

Moiken stieß die sanfte Schwesternhand zornig von sich. „Ach, du kannst mir auch nicht helfen. Kasperjen kann es, Kasperjen soll mich mitnehmen als Schiffsjungen. Ich will schon weisen, daß ich so gut klettern und rudern und segeln kann wie irgend ein Jung' auf allen Inseln hier an der Küste.“

Sie ist imstande dazu, dachte Holland. Na, Kasperjen wird ja wohl zu verständlich sein für solchen Unsinn.

Es wurde laut auf dem Flur, die Gäste waren im Aufbrechen.

Draußen hatte der Nebel sich gesenkt, und was noch von ihm übriggeblieben, hatte ein erwachender Südost mit sich in die See gewirbelt. Der Mond stand, im zweiten Viertel, silberglänzend über der schlafenden Insel. Draußen blänkerten die schwellenden Bogen, und drüben bei den drei Steinen sah man die Signallaterne an Bord der „Stintje“. Sie wies Kasper Kasperjen den Heimweg.

Der Südwind sang über das Wattenmeer.

Einen Duft von Rosen trug er auf den silbernen Schwingen, ein Lied von fernem Selißteiten sang ihm auf den Lippen.

Moiken stand am Priel und sah in die Weite, und ihre Seele schmerzte vor Sehnsucht.

Wenn nur der Wind nicht so heiß gesungen hätte.

Wenn sie nur nicht am Abend vorher wieder in dem Buch

gelesen hätte, das Holland ihr gebracht. Die ganze Nacht war es im Halbschlaf durch ihre Träume gelungen:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunkene
Himmliche, dein Heiligtum.“

Freude! Freude! — Singen, tanzen, jubeln!

„Von Sünden her komm' ich,“ sang der Wind. „Da sind die Menschen nicht hart und schwer, da ist die Welt nicht so leer und weit. Da sind silberne Brunnen mit immer rieselndem Wasser, das perlt und tanzt und ist niemals brackig wie der Trunk aus eurem Sod. — Früchte wachsen da, die duften süßer als Blumen, Blumen blühen da, die leuchten am Tage purpurn wie glühende Sonnen und schimmern in der Nacht wie Silber. Rosenkränze tragen die Mädchen um die Stirn, Rosen tragen sie am Nieder. Rosen sind ihre Wangen, Rosen sind ihre Lippen, Rosen streuen die Burschen ihnen vor die Tür — ach, ihr, ihr, ihr steifen, schwerblütigen Friesenmädchen, in eurem ganzen Leben tragt ihr keinen einzigen Rosenkranz.“

„Sieben Nächte hab' ich auf den Rosen getanzt, wenn der Vollmond schien, sieben heiße Tage hab' ich in den Rosenbüschen geschlafen, davon ist mein Atem noch voll Duft, davon ist meine Stimme noch voll Jubel. Soll ich dich mitnehmen, du kleines



Er stellte das Fernrohr ein und sah hinaus.

Ding? Soll ich dich aufheben wie einen Schmetterling und in einen schwanenweißen Wolkenschiff setzen, und von den Möwen forttragen lassen zu seligeren Ländern?

„Willst du auch lernen auf Rosen tanzen und in Rosen schlafen?“

„Willst du?“

Moiken schrie hell auf. Wie die Möwen schreien, wenn ihnen die Brust zu voll ist von Lebensdrang. Gellend schwang sich der Ruf über die Fennen. Elisbe hörte ihn oben in dem Giebelzimmer der Schwestern und zuckte auf. Es tat weh, die Schwester so zu hören, es war Not, die da aus der herausbrach.

Jasper Ingwersen hörte den Schrei in seiner Schulstube, wo er allein saß, denn es war Nachmittag.

Wie aber der gellende Ruf durch sein Fenster flog, stand er auf und sah hinaus, und sah Moiken am Priel stehen, so schlank und rank mit den Silberhaaren um die Bubenstirn und den schmalen Füßen und den schmalen Hüften und dem heißen Verlangen in den bligblauen Augen. „Armes Ding. Bis sie dich still gefriert haben! Was bist du auf 'ner Insel zur Welt gekommen, wo alles seit Jahrhunderten seinen gewiesenen Weg geht. Die Menschen werden dich stoßen und das Leben wird

dich schlagen, und du wirst wieder stoßen und schlagen, bis du müde bist zum Sterben. Ach ja, wenn ich nicht selber wüßte, wie das ist, immer hineinfressen müssen, was unser heißestes Wünschen ist."

Dabei gingen seine Blicke über das Mädchen fort auf die See.

Von Norden kreuzte ein schlanker Kutter auf, der hatte was im Bau, was Ingwerfen die Augen groß machte.

Er kannte so einen.

Aber der hatte weiße Segel und er schwebte leuchtend wie ein Schwan über die Wellen. Und sein Bug war weiß wie die Leinwand, die er trug.

Der da draußen hatte einen dunkelbraunen Rumpf und gelobte Segel. Ganz rot flammten sie in der brennenden Sonne.

Und doch — wer so mit See und Schiff vertraut war wie er —

Er holte sein kleines Fernrohr aus der Kiste, stellte es sorgsam ein und sah hinaus.

Der Schoner wollte augenscheinlich nach Moorstrand hinüber, man sah es, wie er gegen den Wind herankreuzte. Hätte er nur erst den Namen entziffern können. Den verdrehten Namen, den der Blomberger Graf seinem Segler gegeben, weil er über die Wellen tanzte wie ein Mädchen über Rosen: „Rosentanz“.

In tausend Jahren hatte kein Schiff solchen Namen geführt. Jetzt wuchsen langsam weiße Buchstaben auf dem dunklen Grunde hervor: „Klaus Kniphoff“.

Ein ganz fremder Name. Irgend einmal hatte er etwas von einem gelesen, der ein Seeräuber gewesen sein sollte und mit den Hamburger Kaufherren im Krieg gelegen hatte, bis sie ihm auf dem Grasbrook zu Hamburg den blonden Lockenkopf vor die Füße legten.

Wieder draußen der aufgellende Schrei. Woiken hatte ihn am Fenster gesehen, und ihre schlanken Arme telegraphierten ihm Signale. Er verstand, hinauskommen sollte er.

Behoriam wanderte er zu ihr, und dann standen sie und betrachteten das langsam aufstrebende Schiff.

„Was ist das für einer?“

„Der Farbe und den Segeln und dem Namen nach „Klaus Kniphoff“, ein ganz Fremder. Dem Bau und der Takelage nach der „Rosentanz“.

Sie fuhr zu ihm herum wie der Bliß. „Mit Anne Karstens Jung? Der seit vier Jahren nicht hier war? Der damals uns Mädchen allen heimlich die Röcke zusammennähte und allen Jungens das Schwimmen lehrte, und alle Abende Tanz bei Rühmke anstiftete, und —“

„Na ja, daß du den nicht vergessen kannst, das häßt' ich mir denken können.“

(Fortsetzung folgt.)



Allerhand Watter!

Lied von
Anton Günther,
20. 11. 1934.
(Eigene Wette.)

Of dr Walt dortn oder do
hängt sei alles nár ven Watter oo,
's war meitoch net andersch als wie heit,
Wie 's Watter is, su sei de Leit.

's gitt nu Frühlingswatter on aa Sommerwatter,
's gitt hervistwatter on aa Winterwatter,
's gitt schü's Watter on aa garstichs Watter
On a Sauwatter hobn mir aa.

's gitt gul's Watter on aa bieß' Watter,
's gitt Regnwatter on aa Schneewatter,
's gitt frostichs Watter on aa laalichs Watter
On a Matschwatter habn mir aa.

's gitt treichs Watter on aa naß Watter,
's gitt gefährlichs Watter on haamtückisch Watter,
's gitt malarisch Watter, kriminalisch Watter
On a Hundswatter hobn mir aa.

's gitt uhaamlichs Watter on aa Stöwerwatter,
's gitt olwersch Watter on aa Drachswatter,
's gitt Prüglwatter on irrführlichs Watter
On a Pfarwatter habn mir aa.

's gitt ruhichs Watter on aa stürmisch Watter,
's gitt Zwiwwatter on aa windichs Watter,
's gitt Zoosntwatter on aa Sportwatter,
Rosndiärits Watter habn mir aa.

's gitt schlacht's Watter on aa radts Watter
Ganz gemeins Watter, lahndradisch Watter
's gitt donstichs Watter on aa uhgefonds Watter
On a Schnuppwatter habn mir aa.

's gitt Ruhtwatter *) on aa Heiwatter,
's gitt aa Teißwatter on a gottvolks Watter,
's gitt laufichs Watter on aa Kaiserwatter
On a Spigubnswatter habn mir aa.

's git: Pfielwatter on aa Bommswatter,
's gitt Schwammawatter on aa Wachswatter,
's gitt Aprilwatter on aa Pfingstwatter
On a Donnerwatter habn mir aa.

's gitt beständig's Watter on veränderlich's Watter,
's gitt Braupwatter on aa Schlupwatter,
's gitt Sockenwatter on aa linds Watter,
On a Mistwatter habn mir aa.

's gitt Fastwatter on neireihnds Watter,
's gitt forchtichs Watter on trübsaalichs Watter,
's gitt ängstlichs Watter on verwirrts Watter
On a Pascherwatter habn mir aa.

's gitt heiterich Watter on aa Rawlwatter,
's gitt kal's Watter on aa warm's Watter,
's gitt towichs Watter on aa feicht's Watter
On a Draakwatter habn mir aa.

On die ganzn Watter sei abn annera Watter
On hettn mir nei die Watter, hettn mir halt gar faa Watter,
Inu Hillallawatter, werd's wie's ward mit die Watter,
Nooch die garsting Watter ward's schü aa.

*) Ruht — Totf.

Der erste Vers wird wie der letzte gemeinsam gesungen oder gesprochen, die anderen Verse immer abwechselnd von einem zum andern.

Die Zinggießerwerkstatt im Erzgebirgsmuseum Annaberg

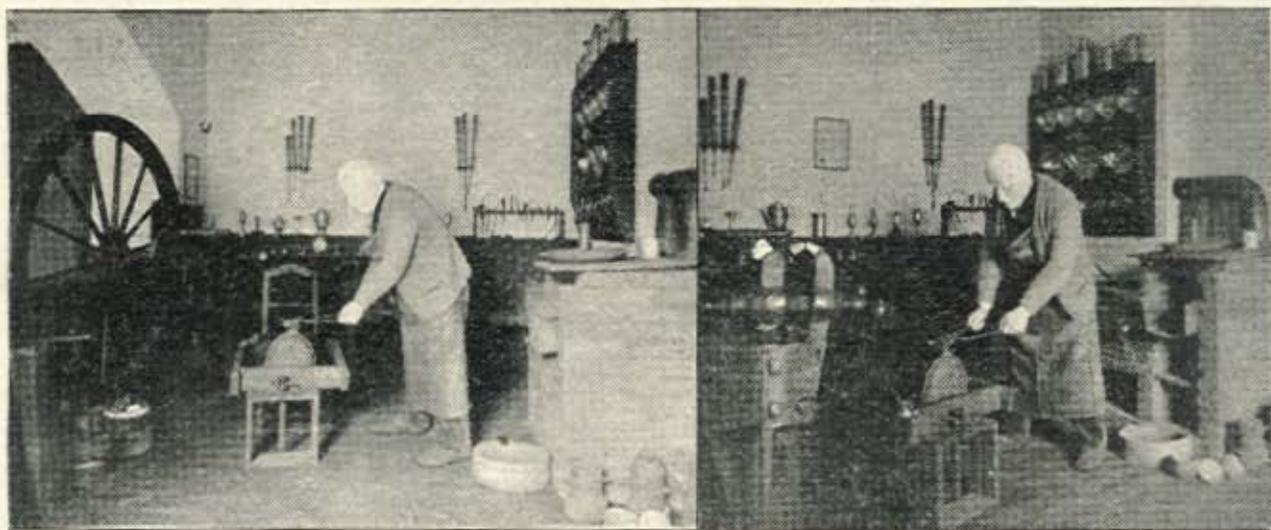
Ein Zeuge früherer Handwerkskunst / Von Karl Bursian, Annaberg

Aufnahmen:
Otto Melbner, Buchholz

Die einzige, noch ursprünglich und in alten Formen durch Geschlechter hindurch überlieferte Zinggießerwerkstatt Sachsens konnte im Erzgebirgsmuseum aufgestellt werden. Seit der Besiedelung unserer Heimat haben jahrhundertlang Kannengießer in künstlerischer und kunstgewerblicher Art das Zinn verarbeitet. Ist es doch das erste Metall, das im erzgebirgischen Gestein gefunden wurde. Egerländer Siedler entdeckten 1240 am Südbahng des Erzgebirges beim Holzschlagen für ihre Hütten überraschend große Lager dieses weichen, glänzenden Metalls. Von den Seifen des Ortes Graupen aus verbreitete sich der Zinnbergbau über das ganze Erzgebirge. Um zwei Gipfel liegen die ertragreichsten Gebiete: Greifensteine und Geising. Viele Orte, z. B. Ehrenfriedersdorf, Geier, Thum, Altenberg, Geising, leiten ihren Ursprung vom Zinnbergbau her; die Städte Graupen, Seifen, Schlema (vom Schlammgraben) und Eibenstock (Zinngabel im Stadtwappen) sogar ihren Namen. Das Gewerbe der Zinn- oder Kannengießer blühte ehemals in fast



strichenen Formen vor. Die Form, die entweder aus Holz, Chamotte oder Eisen bestand, wurde in die verstellbare Gießbank eingespannt und das glühflüssige Metall vorsichtig eingegossen. In unserer Werkstatt stellt Meister Gerber gerade eine Wärmflasche her. Sie wird in zwei Halbformen gegossen. Unmittelbar nach dem Guß wird die Form in nasse Lappen eingehüllt und mit kaltem Wasser gekühlt. Darnach werden die beiden Hälften auf der durch das große Handschwungrad betriebenen Drehbank abgeschliffen und mit Achatssteinen poliert. Die vielen Einzelteile besonders bei Kannen wurden dann zusammengelötet und mit Feile, Stichel, Polierstahl und Schaber auf der Werkzeugbank die letzte Feinarbeit getan. Meister Gerber verwandte zum Löten ein selbst hergestelltes Lötlut, das aus einem Messingrohr und einer alten Infanteriepatronenhülse mit angelegtem, feinem Blaseröhrchen bestand. Als Lötlampe diente eine Rübölflamme. Schließlich wurde das Gießer- und Gießezeichen in die Kanne eingeschlagen. Man sieht gewöhnlich drei Stempel. Zwei



allen erzgebirgischen Städten, auch hier in Annaberg. Die Kirchen und Innungen waren Hauptabnehmer der Erzeugnisse. Der letzte Besitzer der hier gezeigten Werkstatt, der vor wenigen Jahren verstorbene Zinggießermeister Oswald Gerber in Neustädtel bei Schneeberg, wurde von unserem heimischen Schnitzer Paul Schneider lebenswahr gestaltet. In seiner Zunftkleidung steht er gebückt an der Gießbank. Aufmerksam verfolgt sein Auge die schwierige Tätigkeit. Mit der Hochbildung dieses letzten erzgebirgischen Zinggießermeisters ehren wir ihn und damit zugleich alle ehrfamen Kannengießer vergangener Jahrhunderte als Zeugen früherer Handwerkskunst. Verfolgen wir in Gedanken seine Arbeit und lernen dabei zugleich die Einrichtung der Werkstatt verstehen. In dem niedrigen Ofen wurde das Zinn, das in Barren das Hüttenwerk lieferte, in einem Kessel geschmolzen und gekocht; die vom Gießen verbleibenden Reste, die sogenannten „Kräze“, schmolz der sparsame Kannengießer in dem angebauten, erhöhten Kräzeofen nochmals aus, wobei das gute Zinn aus der schrägen Röhre in eine bereitgestellte Schüssel tropfte. Währenddessen wärmte man oben auf den Platten die vorher mit Botus oder Scheidewasser ausge-

davon sind meist gleich. Sie sind die Bechhaustempel der Innung und tragen oft das Stadtwappen und einige Buchstaben, z. B. Annaberg: S A B und gekreuzte Hammer und Schlägel oder Neustädtel: N S T. Dazu tritt der Meisterstempel mit Namenszug. An der Wand hängt eingerahmt der Meisterbrief von Christian Friedrich Gerber in Neustädtel, dem Vater des Dargestellten, aus dem Jahre 1845. Ihm wird hierin nach Anfertigung eines Formmodells und einer nach Muster fertigen hergestellten Kaffeekanne die Meisterwürde zuerkannt. Auch hier in Annaberg bestand bereits seit 1575 die Innung der Kannengießer gemeinsam mit den Kupferschmieden, Luchscherern, Riemern und Sattlern. 1606 wurden ihre Artikel neu bestätigt. Die älteren Annaberger Einwohner erinnern sich sicher noch der Zinggießer Fleischer und Reichel. Schüsseln, Krüge, Kannen und Teller, sowie Leuchter, Löffel, Wärmflaschen; usw. aus Zinn vertraten jahrhundertlang die Stelle des teuren Silbers. Seit 1800 ist das Zinn in steigendem Maße durch Steinzeug und Porzellan ersetzt worden, sodass es heute fast ganz aus dem täglichen Gebrauch verschwunden ist. So ist wiederum eine früher hochgeachtete Handwerkskunst verdrängt worden.